

Insel Verlag

Leseprobe



Meiners, Antonia
Die Stunde der Frauen

Zwischen Monarchie, Weltkrieg und Wahlrecht 1913-1919
Mit zahlreichen Abbildungen

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4485
978-3-458-36185-5

insel taschenbuch 4485

Antonia Meiners

Die Stunde der Frauen



1913 gab es Kaiserreiche und Monarchien, die Frauen trugen lange Kleider und arbeiteten zumeist im Haus, Bildung und Selbstständigkeit waren alles andere als selbstverständlich. Doch die angestammten Verhältnisse standen kopf, als 1914 der Krieg ausbrach und Frauen vielerorts die Verantwortung übernahmen – in Fabriken, Lazaretten, Betrieben und in der Landwirtschaft. Als 1918 der Krieg dann zu Ende war, gab es kein Kaiser- und kein Zarenreich mehr, die Kleider wurden kürzer, das Selbstbewusstsein der Frauen war gestiegen. Jetzt setzten unsere Groß- und Urgroßmütter in Deutschland und Österreich das Wahlrecht durch.

Antonia Meiners führt anhand von Porträts bekannter und unbekannter Frauen und vielen privaten Dokumenten durch eine Zeit, an deren Ende die Welt – gerade für Frauen – eine andere war.

Antonia Meiners, geboren in Bamberg und aufgewachsen in Berlin, studierte in Ostberlin Kulturwissenschaften, nach ihrem Wechsel 1977 nach Westberlin Germanistik und Theaterwissenschaft. Sie arbeitet als freie Lektorin für Buchverlage und veröffentlichte zahlreiche Bücher, u. a. im Elisabeth Sandmann Verlag.

Der im Elisabeth Sandmann Verlag erschienene Originalband wurde für die Taschenbuchausgabe um einige Porträts gekürzt.

Antonia Meiners

Die Stunde der Frauen

Zwischen Monarchie,
Weltkrieg und
Wahlrecht

1913–1919

Erste Auflage 2016
insel taschenbuch 4485
Insel Verlag Berlin 2016

© 2013, Elisabeth Sandmann Verlag GmbH, München
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag, Innenseiten und Satz: Schimmelpenninck.Gestaltung, Berlin
Druck: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-36185-5

Insel Verlag

Inhalt



Zwischen Monarchie, Weltkrieg und Wahlrecht 1913 – 1919

9

Mobilmachung, Jubel, Widerstand

Rosa Luxemburg | Käthe Kollwitz | Thea von Harbou

19

Briefe und Feldpost: Warten auf Nachricht

40

Lazarett, Fabrik, ungleicher Lohn

Edith Cavell | Marie Curie | Tilla Durieux

47

Unkonventionelle Frauen zwischen Lebenslust und Gefahr

Asta Nielsen | Else Lasker-Schüler | Melli Beese

69

Hunger und Entbehrung

90

Adel adieu!

Alexandra Fjodorowna | Prinzessin Cecilie

101

Aufbruch und Wahlrecht

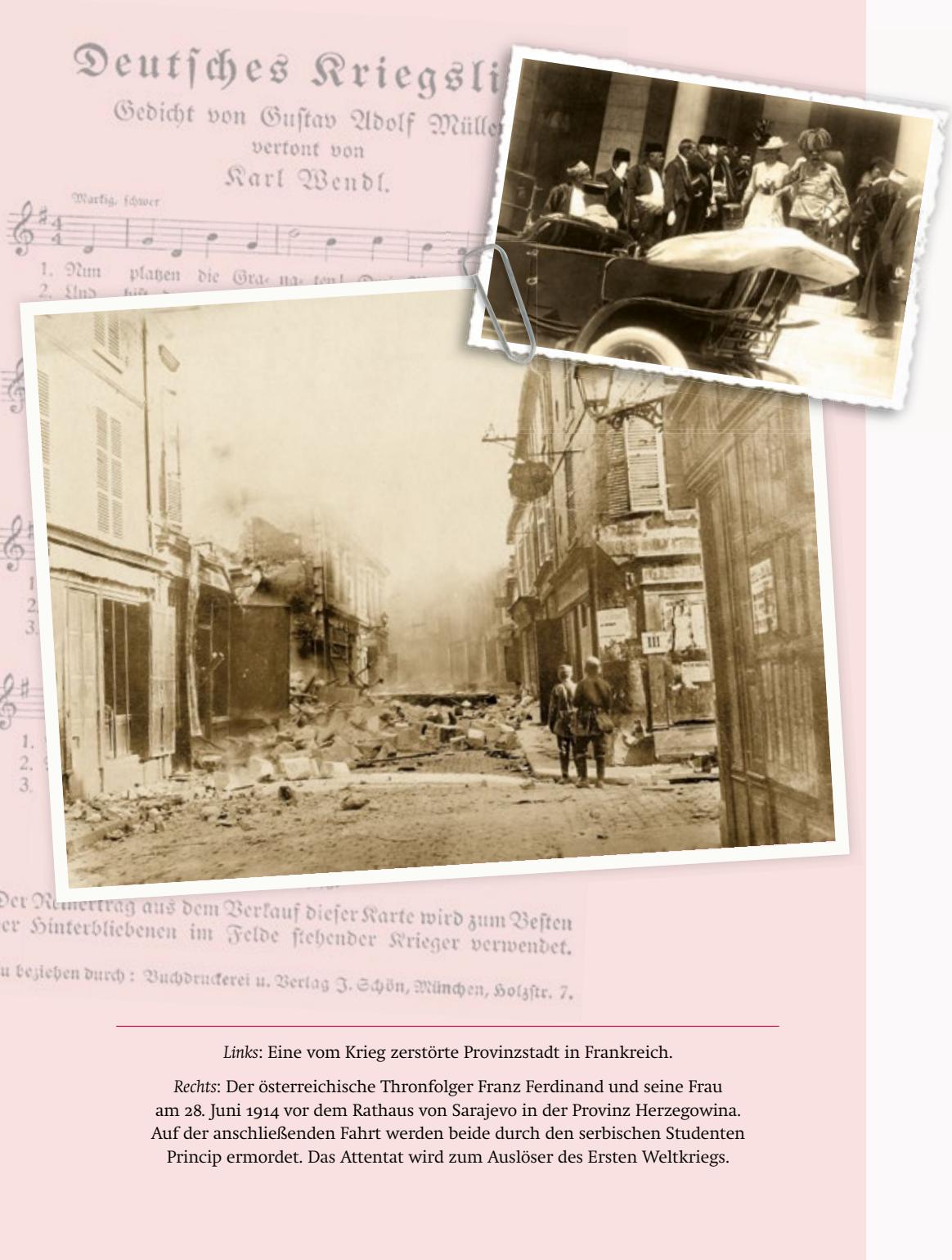
Anita Augspurg & Lida Gustava Heymann |
Helene Stöcker | Luise Zietz

119

Literatur Bildnachweis

140

143



Zwischen Monarchie, Weltkrieg und Wahlrecht 1913 – 1919

Die Welt, so scheint es, ist 1913 noch in Ordnung. Es gibt Kaiserreiche und Monarchien, man vertraut auf überkommene Werte, und auch die traditionellen Geschlechterrollen stellt kaum jemand in Frage. Mit Ausbruch des Krieges im Jahr 1914 ändert sich dann alles. Die Männer ziehen ins Feld, und die Frauen müssen Verantwortung übernehmen: in den Familien, in der kommunalen Versorgung, in Fabriken und Lazaretten. Als 1918 der Krieg zu Ende geht, haben Revolutionen die Kaiser von ihrem Thron gejagt, wenig ist übrig geblieben von der »alten Zeit«. Demokratien entstehen, Frauen können erstmals wählen und schicken sich an, ihre privaten Lebensgewohnheiten zu ändern und auch das öffentliche Geschehen mitzugestalten. Sie verlassen den heimischen Herd und fassen Fuß in der Berufswelt. Waren sie bei allem Leid und allen Entbehrungen, bei aller Trauer um ihre Väter, Männer und Söhne doch auch Gewinnerinnen dieses Krieges – eines Krieges, der rund zehn Millionen Soldaten sowie sieben Millionen Zivilisten das Leben kostete und als die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts in die Geschichte einging?

Europa rüstet zum Krieg

Am 1. August 1914 beginnt für Deutschland der Erste Weltkrieg, zuvor herrscht über 40 Jahre lang Frieden in Mitteleuropa. Vom Balkon des Berliner Schlosses verkündet Kaiser Wilhelm II. die Mobilmachung, frenetisch bejubelt von einer angespannt wartenden Menschenmenge, die offenbar entschlossen ist, nahezu alles der Erfüllung nationaler Aufgaben zu opfern. Tausende melden sich freiwillig – als ob es nichts Erstrebenswerteres gäbe, als in den Krieg zu ziehen. Woher kommt diese Euphorie, diese Bereitschaft, sein Leben zu geben für die »Rettung« des Vaterlandes?

Über vierzig Jahre herrscht nun Frieden in Mitteleuropa, eine rasch wachsende Industrie hat zu einem wirtschaftlichen Aufschwung geführt, der es mehr Menschen als je zuvor ermöglicht, in relativem Wohlstand zu leben. Diesen weiter zu mehren, greifen die mächtigen und militärisch gut gerüsteten Staaten Europas im ausgehenden 19. Jahrhundert nach fernen Ländern und errichten Protektorate sowie Kolonien in Afrika und Asien. Der so gewachsene Reichtum weckt Begehrlichkeiten: Das Deutsche Reich, erst nach seiner Gründung 1871 zur Großmacht aufgestiegen, empfindet sich bei der von Frankreich und Großbritannien vorgenommenen Aufteilung der Welt als zu kurz gekommen und beginnt zielstrebig, seine Interessen zu verfolgen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts verschärft sich daher die Konkurrenz um die Vorherrschaft auf dem Kontinent, und die führenden Staaten



Europas schließen sich in zwei Bündnisystemen zusammen. Gegenüber stehen sich die Entente – Großbritannien, Frankreich und Russland, denen sich 1915 auch Italien anschließt – und als Zweibund die sogenannten Mittelmächte: die k.u.k. Monarchie Österreich-Ungarn und Deutschland. Beide Lager rüsten militärisch auf, begleitet vom Klima zunehmender nationalistischer Ressentiments. Diese Entwicklung hatte schon vor 1914 wiederholt zu außenpolitischen Krisen geführt und Europa mehrmals an den Rand einer militärischen Auseinandersetzung gebracht. Warnende Stimmen gibt es genug, die auf die schwelende Gefahr eines Krieges aufmerksam machen, allen voran die 1905 mit dem Friedensnobelpreis geehrte Vorkämpferin der pazifistischen Bewegung, Bertha von Suttner. Ihr 1889 erschienenes Buch *Die Waffen nieder!* war ein Fanal der sich organisierenden Friedensbewegung. Bertha von Suttner stirbt am 21. Juni 1914 im Alter von 71 Jahren, sieben Tage vor dem Attentat auf den österreichischen Thronfolger in Sarajevo, das zum Anlass für den Ersten Weltkrieg wird.



Eine seltene Fotografie mit Originalbildunterschrift:
»Gefangenenaustausch in Saßnitz. Eine junge Österreicherin als Austauschgefangene, die seinerzeit als Fähnrich der polnischen Legion an der russischen Front mitkämpfte.«

Aufruf zum »Burgfrieden«

»In dem jetzt bevorstehenden Kampfe kenne ich in meinem Volke keine Parteien mehr. Es gibt unter uns nur noch Deutsche. Und welche von den Parteien auch im Laufe des Meinungskampfes sich gegen mich gewandt haben sollten, ich verzeihe Ihnen allen. Es handelt sich jetzt nur darum, dass alle wie Brüder zusammenstehen, und dann wird dem deutschen Volke Gott zum Siege verhelfen.« Mit fast den gleichen Worten, mit denen Wilhelm II. vor dem Berliner Schloss die versammelten Massen einschwört, tritt er am 4. August noch einmal vor den deutschen Reichstag, der einstimmig die Kriegskredite billigt. Beeindruckt von der nationalen Hochstimmung und wie die meisten Deutschen überzeugt davon, dass sich ihr Vaterland gegen die Angreifer von außen verteidigen muss, bekennen sich so auch die Sozialdemokraten – die stärkste Fraktion im Reichstag – zur Politik des »Burgfriedens«.

Damit verzichtet die SPD für die Dauer des Krieges auf jede Auseinandersetzung mit anderen Parteien sowie auf jegliche Agitation gegen die Reichsregierung. Letztlich ist diese Unterwerfung das Ergebnis einer die Presse beherrschenden Propagandaschinerie, der es gelungen ist, das Ringen um die Vormachtstellung in Europa als die wahren Gründe für diesen Krieg so umzumünzen, dass die Deutschen sich als das von allen Seiten bedrohte Volk sehen und den Krieg für notwendig und gerecht halten. Eine Strategie, die auch in jedem anderen der Krieg führenden Länder auf diese Weise funktioniert. Niemals zuvor hatte nationalistisches Gedankengut in Europa einen solchen Einfluss auf das Denken und Fühlen der Menschen wie bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges.

Die neue Dimension des Krieges

Die wenigsten der kriegsbegeisterten jungen Männer haben eine Vorstellung von dem, was ihnen im Kampf ums Vaterland bevorsteht. Neben nationalistischen Motiven ist es bei vielen auch die Sehnsucht

nach dem großen Abenteuer, die sie zu diesem Schritt bewegt, die Möglichkeit, aus der Enge einer bürgerlichen Existenz auszubrechen, oder auch die Hoffnung auf die Auflösung politischer und gesellschaftlicher Konflikte in einem patriotischen Gemeinschaftsgefühl. Der Erfahrung einer brutalen, ernüchternden Kriegsrealität weichen solche Fantasien schon sehr bald. Begriffe wie »Materialschlacht« und »Menschenmaterial« kennzeichnen die neue Dimension des Krieges, der nicht auf Europa begrenzt bleibt, sondern sich bis in die Kolonien in Afrika und Asien ausbreitet. Neue Waffensysteme mit ungeheurer Zerstörungskraft verursachen ein bisher nicht gekanntes Massensterben und verwandeln ganze Landstriche in Flandern, Nordfrankreich und in Osteuropa in Todeszonen. Erstmals werden mit Zeppelinen und Flugzeugen Angriffe aus der Luft geflogen, kommen U-Boote zum Einsatz, und im April 1915 beginnt mit dem erstmaligen Einsatz chemischer Waffen ein verheerender Gaskrieg, durch den allein 90 000 Soldaten sterben und über eine Million vergiftet werden. In den Schützengräben der zum Stellungskrieg erstarrten Kampfhandlungen sind die Soldaten den pausenlosen Angriffen von Maschinengewehren und Kanonen mit Sprenggranaten ausgesetzt, die grausame Verwundungen zur Folge haben: Kopf- und Gesichtsverletzungen und abgerissene Gliedmaßen machen die Soldaten – wenn sie nicht sterben – zu lebenslangen Krüppeln. Darüber hinaus tragen unzählige Soldaten psychische Schäden davon. Unmittelbar konfrontiert mit der Erbarmungslosigkeit des Krieges sind auch die etwa 100 000 Krankenschwestern, von denen viele in den Etappenlazaretten ebenfalls den Gefahren der Kriegshandlungen ausgesetzt sind.





Fotografie mit Originalbildunterschrift: »Gruppe mitwirkender Kriegsverletzter in dem kürzlich im Blüthnersaal stattgefundenen Konzert „Deutsche Verwundetenkunst.“«

Der Untergang kündigt sich an

Schon 1916 erscheint ein Sieg der Mittelmächte aussichtslos. Anvisierte Friedensgespräche aber scheitern an der letztendlich fehlenden Bereitschaft zu Zugeständnissen beider Kriegsparteien. Als dann im Februar 1917 die russische Revolution das Ende der Zarenherrschaft besiegt und im März 1918 der Friedensvertrag mit der Sowjetunion geschlossen wird, schöpfen die Militärs noch einmal Hoffnung. Doch nach dem im April 1917 erfolgten Kriegseintritt der USA auf Seiten der Entente ist für die stark dezimierten Armeen der Mittelmächte die Niederlage nicht mehr abzuwenden.

Mit der sich extrem verschlechternden Versorgungslage im Winter 1916/17 breitet sich auch an der Heimatfront Kriegsmüdigkeit aus. In den Großstädten gehen die Frauen auf die Straße, fordern »Brot und Frieden«. 1918 kommt es immer häufiger zu Streiks und Protesten. Im November sind dann auch viele der Soldaten nicht mehr bereit, für den längst verlorenen Krieg ihr Leben zu lassen. Ein Großteil in den Armeen der Mittelmächte verweigert der militärischen Führung die Gefolgschaft und fordert den Rücktritt der monarchistischen Regierungen als Verursacher dieser menschlichen Katastrophe. Die Revolution ist nicht mehr aufzuhalten. Am 9. November 1918 dankt der deutsche Kaiser Wilhelm II. ab, am 12. November wird in Wien Kaiser Karl I. zum Rücktritt gezwungen.

Am 28. Juni 1919 muss in der Weimarer Republik die neu gewählte demokratische Regierung trotz ihres Protests gegen die Zuweisung der alleinigen Kriegsschuld an Deutschland und der nicht zu bewältigenden Reparationszahlungen den Versailler Friedensvertrag unterzeichnen. Für die junge Republik bedeutet dieser Vertrag von Beginn an eine schwere Hypothek. Die sogenannte »Dolchstoßlegende«, nach der die reaktionären Militärs nunmehr die demokratischen Unterzeichner des »Schandfrieden«-Vertrags des Verrats an den »im Felde unbesiegten« Soldaten bezichtigen, ist eine der Ursachen für den Aufstieg der Nationalsozialisten zu Beginn der Dreißigerjahre.

Frauen zwischen Monarchie, Weltkrieg und Wahlrecht

Neben der Angst um ihre Lieben an der Front sind die Frauen infolge der schon im ersten Kriegsjahr immer knapper werdenden Lebensmittel zunehmend vom Kampf um das tägliche Brot belastet. Höhere Preise und die fortschreitende Inflation zwingen immer mehr von ihnen, den Lebensunterhalt für ihre Familien zu verdienen. Da der Arbeitskräftebedarf in der Rüstungsindustrie ständig steigt, gehen viele in die Fabriken – so wächst beispielsweise der Anteil der Frauen bei der »Rüstungsschmiede« Krupp in Essen von 3000 im Jahr 1914 auf 28 000 im Januar 1918. Andere führen die Geschäfte oder Handwerksbetriebe ihrer Männer weiter, arbeiten in der Landwirtschaft, als Straßenbahnschaffnerin oder Postbotin und in den Verwaltungen. Vor allem die Jüngeren erringen während dieser Zeit erstmals eine gewisse Selbstständigkeit, und gut ausgebildete Frauen haben vorübergehend die Chance auf qualifizierte Tätigkeiten, die sonst Männern vorbehalten sind.

Von diesem neuen Leben der Frauen, von dem radikalen Wandel der Zeiten, dem sie in den vier Jahren unterworfen sind, erzählt dieses Buch. Und davon, wie vielgestaltig die Rolle der Frauen in dieser Zeit des Umbruchs in Europa war. Die hier vorgestellten Frauen haben sehr unterschiedliche Biografien, doch gleich aus welchen gesellschaftlichen Schichten sie kommen, ob aus Arbeiterfamilien, Professorenhaushalten oder Adelsgeschlechtern, und unabhängig von ihrer bisherigen Lebensgestaltung, ob als Hausdame, promovierte Physikerin, Frauenrechtlerin, Politikerin oder Künstlerin – der Krieg erzwingt von allen eine grundlegende Neuorientierung. Für jede von ihnen kommt der Krieg einer Zäsur gleich, die ihrem Schicksal eine entscheidende Wendung gibt. Einige von ihnen finden ein tragisches Ende in diesen von Hass, Not und Elend gezeichneten Jahren, anderen aber gelingt es, aus dem gewonnenen Überlebenskampf Kraft zu schöpfen für die Bewältigung der Aufgaben, die sich den Frauen in den neuen Gesellschaften stellen.

Vorboten eines »Jahrhunderts der Frauen«?

Die Revolutionen fegen die alten Ordnungen hinweg und mit ihnen scheint auch die Diskriminierung des weiblichen Geschlechts dort der Vergangenheit anzugehören, wo die Sozialisten mit dem Ziel antreten, einen demokratischen Staat aufzubauen. Noch im November 1918 verkünden die provisorischen sozialdemokratischen Regierungen in Österreich und Deutschland das allgemeine Wahlrecht, somit auch für die Frauen. Damit sind diese Länder zwar nicht die ersten – in den skandinavischen Ländern und in der Sowjetunion besteht das Frauenwahlrecht zu diesem Zeitpunkt schon –, aber die Vorreiter unter den Industrieländern. Denn die Staaten, in denen der Krieg nicht durch Revolutionen, sondern durch das Militär beendet wird, sind an solchen radikalen Veränderungen anscheinend nicht interessiert, hier behalten offenbar die konservativen Kräfte die Oberhand. In England, dem Traditionsland der Suffragetten, die vor dem Krieg am militantesten ihr Wahlrecht forderten, erhalten die Frauen erst 1920 zunächst ein eingeschränktes und 1928 das volle Wahlrecht, und in Frankreich, das mit der Revolution von 1789 eine neue Gesellschaft schuf, können die Frauen erst nach dem Zweiten Weltkrieg, ab 1944, wählen; in der Schweiz ist das gar erst im Jahr 1971 möglich.

Zählen also die Frauen Deutschlands und Österreichs gewissermaßen doch zu den »Gewinnerinnen« des Ersten Weltkriegs? Diese Frage ist nicht klar zu bejahen angesichts der in der Weimarer Republik noch immer vorherrschenden traditionellen Geschlechterordnung. Aber dennoch: Durch die im Krieg gestiegene ökonomische Bedeutung der Frauenarbeit wird – wenn auch langsam – ein Wandel der gesellschaftlichen Stellung der Frau in Gang gesetzt, von dem man heute, nach so langer Zeit sagen kann, dass er am Anfang des »Jahrhunderts der Frauen« stand.





Mobilmachung, Jubel, Widerstand

»Ich habe es zu früh erkannt, dass der Schlachteneifer nichts Übermenschliches, sondern – Untermenschliches ist; keine mystische Offenbarung aus dem Reiche Luzifers, sondern eine Reminiscenz aus dem Reiche der Tierheit – ein Wiedererwachen der Bestialität.«

BERTHA VON SUTTNER
in *Die Waffen nieder!*, 1889



Die ersten Kriegsfreiwilligen in Berlin werden
begeistert verabschiedet, August 1914.

Am 1. August 1914 wendet sich Kaiser Wilhelm II. anlässlich der Kriegserklärung gegen Russland, des Auftakts zum Ersten Weltkrieg, in seiner Rede an das deutsche Volk: »Ich kenne keine Parteien und auch keine Konfessionen mehr; wir sind heute alle deutsche Brüder und nur noch deutsche Brüder«, beschwört er vom Balkon des Berliner Stadtschlosses aus die jubelnde Menge. Auch wenn die »Schwestern« der »Brüder« in der kaiserlichen Formulierung vollkommen ignoriert werden, fühlen sich doch ebenso die deutschen Frauen von Wilhelms patriotischem Pathos angesprochen und sind bereit, den Krieg bedingungslos zu unterstützen.

Ohne Wenn und Aber steht die bürgerliche Frauenbewegung auf Seiten ihrer Regierung und befürwortet deren Kriegseintritt als legitime Verteidigungsstrategie. Von einer internationalen Frauenbewegung, die doch zuvor durch Ziele wie das Wahlrecht der Frauen eng

verbunden gewesen war, kann jetzt keine Rede mehr sein. Auf britischer Seite drängt die wohl berühmteste englische Frauenrechtlerin, Emmeline Pankhurst, zur Wehrpflicht und begrüßt den Einsatz der Frauen in den Munitionsfabriken, weil sie einen Sieg der »männlichen Nation« Deutschland auch als einen »Schlag gegen die Frauenbewegung« einschätzt. Und die Vorsitzende des Bundes Deutscher Frauenvereine (BDF), Gertrud Bäumer, macht 1915 gar die Existenzberechtigung der deutschen Frauenbewegung von ihrem erfolgreichen Engagement für das Vaterland abhängig: »Umringt von Feinden, überschlägt und sammelt unser Vaterland die Mächte seiner Verteidigung. [...] Jetzt fragt es sich: machen die Erziehung und die Arbeit der Frauenbewegung die Frauen fähiger zu der riesigen Kraftprobe, die unser Volk im Augenblick zu leisten hat? Wenn die Antwort auf diese Frage nicht unbedingt und selbstverständlich ›ja‹ lauten kann, so ist unsere bisherige Arbeit gerichtet und erledigt.«

Der Krieg als Chance für die Gleichberechtigung? Es ist ein völlig neues Selbstverständnis der Frauenbewegung, das hier zum Ausdruck kommt. Sich an der Heimatfront bewähren, hier das Ihrige fürs Vaterland zu leisten – dies würde allen beweisen, dass Frauen als Bürgerinnen des Landes den Männern ebenbürtig sind. Die politische Gleichberechtigung müsste dann nicht mehr erkämpft werden, sondern wäre für die Regierung eine natürliche Folge. So jedenfalls die Hoffnung.

Verkündung der
Mobilmachung in
Berlin Unter den
Linden.



Gemeinsam mit ihrer Lebensgefährtin Helene Lange hatte sich Gertrud Bäumer seit Ende des 19. Jahrhunderts insbesondere in der Lehrerinnenausbildung engagiert, 1904 promovierte sie an der Berliner Universität zum Dr. phil. und war seit 1910 Vorsitzende des BDF. Jetzt, im Krieg, ordnen sich die Aufgaben der Frauenbewegung neu, bisher verfolgte politische Ziele wie das Wahlrecht der Frauen rücken in den Hintergrund, der Dienst am Vaterland erhält alleinige Priorität. Im gleich nach Kriegsbeginn von Gertrud Bäumer initiierten Nationalen Frauendienst gründen sich in wenigen Wochen überall im Land Ortsgruppen, die an der Heimatfront ihre Aufgaben wahrnehmen. Alle Sonderinteressen haben nun zu schweigen, so formuliert es Helene Lange, »da es nun gilt, die Nation durch die schwere Krisis hindurchzubringen, die ihr den Neid und die Feindschaft anderer Völker bereitet haben«.

Widerstand der radikalen Feministinnen

Doch es gibt auch ganz andere Stimmen, und zwar vom radikalen Flügel der Frauenbewegung. So äußert Lida Gustava Heymann, eine ihrer schillerndsten Vertreterinnen, im August 1914: »Wir würden keine Arbeit für direkte Kriegszwecke leisten, wie Hospitaldienst, Verwundetenpflege. Halbtot geschundene Menschen wieder lebendig und gesund machen, um sie abermals den gleichen und noch schlimmeren Qualen auszusetzen? Nein, für solchen Wahnsinn würden wir uns nicht hergeben.«

Die radikalen Feministinnen stellen sich der ansonsten vorherrschenden Kriegseuphorie öffentlich entgegen – radikal sind sie insoffern, als sie, anders als die meisten bürgerlichen Frauenvereine, kompromisslos und per sofort die rechtliche und politische Gleichstellung der Frau einfordern. In Deutschland zählen zu ihnen unter anderem Lida Gustava Heymann und deren Lebensgefährtin Anita Augspurg, Helene Stöcker und später auch Minna Cauer.

Während deutsche Soldaten in Russland kämpfen und die zweite Flandernschlacht tobt, findet vom 28. April bis zum 1. Mai 1915 in Den

Haag der erste internationale Frauenfriedenskongress statt. Hier versammeln sich über tausend Frauen aus zwölf Ländern, darunter 28 aus Deutschland. Und das, obwohl alle Krieg führenden Staaten die Veranstaltung durch Reiseverbote und Schikanen an den Grenzen zu verhindern gesucht haben. Der Kongress beschließt die Gründung eines internationalen Frauenkomitees für dauernden Frieden unter dem Vorsitz von Jane Addams und schickt im Anschluss einige Delegierte zu den europäischen Regierungen, um sie von der Notwendigkeit eines sofortigen Friedensschlusses zu überzeugen. Die Damen werden zwar überall höflich empfangen, an eine Änderung der Kriegspolitik denkt indes niemand.

»Sieh Dir mal diese Schlachtenbilder an, wo die Soldaten nichts Menschliches mehr haben, wenn sie im Nahkampf den ›Feind‹ niederstechen. Natürlich alles im Namen Gottes und des Christentums. Und denk mal an all die in die Luft gesprengten und versenkten Schiffe, über die die Menschen jetzt jubeln, an den Kampf mit Stinkbomben und giftigen Gasen etc. etc. So nämlich sieht der Krieg aus, das ist sein wahres Gesicht. [...] Und all das andere, die Begeisterung, die Einigkeit etc. etc. sind Mäntelchen, die wir ihm umhängen, weil die meisten Menschen es sonst nicht ertragen könnten, weil man sein wahres Antlitz nicht zu sehen vermag, da das Grauen und Entsetzen zu groß wäre. Darüber hilft mir alle Begeisterung für die Einigkeit, für das Vaterland nicht hinweg. Die ›Einigkeit‹ wird ihre Probe erst noch zu bestehen haben, ich persönlich bin fest überzeugt, dass sie sie nicht bestehen wird, weil die nackten Macht- und Geldinteressen der besitzenden Klassen sofort die Einigkeit zerreißen werden, wenn die Massen nicht mehr gebraucht werden.«

AUGUSTE KIRCHHOFF in einem Brief an ihre Tochter, 1915

Protest der Proletarierfrauen

Auch die sozialistische Frauenbewegung engagiert sich für das allgemeine Wahlrecht, und die Feministinnen des bürgerlichen und des proletarischen Lagers haben durchaus Sympathien füreinander. So schickt Clara Zetkin – neben Rosa Luxemburg die wohl mutigste Frau unter den Sozialdemokraten – im April 1915 ein Grußtelegramm an den Friedenskongress in Den Haag. Doch anders als die Mitglieder der anderen Frauenvereine sehen die Sozialistinnen nicht die patriarchalische Männergesellschaft als Verursacher des Krieges, sondern das kapitalistische System. Es sind dies zwei so grundsätzlich unvereinbare Haltungen, dass sie ein Zusammengehen beider pazifistischer Bewegungen auch in der Zukunft verhindern.

Die 1857 geborene Clara Zetkin war schon früh zur SPD gekommen, wendet sich aber wie Rosa Luxemburg gegen die Politik des sogenannten Burgfriedens – des Zusammenstehens aller Parteien gegen den äußeren Feind, der auch die Sozialdemokraten folgen. Sie organisiert im März 1915 mit der internationalen sozialistischen Frauenkonferenz in Bern ebenfalls einen Friedenskongress; auch die hier aus acht Ländern angereisten Delegierten verabschieden ein gemeinsames Manifest gegen das Völkermorden. Wegen ihrer Antikriegshaltung wird Clara Zetkin mehrfach inhaftiert und von ihren Genossen in der SPD-Führung heftig kritisiert. Doch sie lässt sich nicht einschüchtern, sondern stellt sich an die Spitze einer Protestbewegung, die – vor allem unter den am stärksten unter den heimischen Folgen des Krieges leidenden Frauen aus den ärmeren Bevölkerungsschichten – immer mehr Anhänger gewinnt, als nach zwei Jahren Krieg und Entbehrungen die Kriegsbegeisterung ins Gegenteil umschlägt.



Clara Zetkin (l.) und Rosa Luxemburg (r.), um 1940.

»Wir vertrauen darauf, dass der Bund, den wir 1915 in Haag geschlossen, seine alte Kraft bewahrt, dass wir Frauen trotz Hass und Feindschaft unserer Länder treu zueinander stehen und von Volk zu Volk die Brücke schlagen werden, wenn endlich der Friede kommt.«

ANITA AUGSPURG, 1917

Auflehnung und Verweigerung

Auch fernab organisierter Protestbewegungen und weitgehend unbemerkt von der Öffentlichkeit, gibt es Frauen, die für ihre pazifistische Überzeugung einstehen – manchmal bis in den Tod.

Clara Immerwahr, eine der ersten in Deutschland promovierten Chemikerinnen und Frau des späteren Nobelpreisträgers Fritz Haber, prangert die Entwicklung von Kampfgas, bei der ihr Mann federführend ist, als eine Perversion der Wissenschaft an. Als sie erkennt, dass auch die schrecklichen Folgen des Giftgaseinsatzes an der Westfront weder ihren Mann noch die Wissenschaftskollegen davon abhalten, an den Massenvernichtungsmitteln weiterzuarbeiten, erschießt sie sich im Mai 1915 im Garten ihres Hauses.

Auch Mütter widersetzen sich dem blinden Gehorsam. Als immer mehr Familien um ihre gefallenen Männer trauern, suchen sie nach Mitteln und Wegen, ihre Söhne zu beschützen. So verhilft die Schriftstellerin und Lebenskünstlerin Franziska zu Reventlow ihrem Sohn Rolf während eines Fronturlaubs zur Flucht in die Schweiz, um ihn vor dem erneuten Einsatz an der Front zu bewahren. Wie viele seiner Generation war er willig in den Krieg gezogen und nach den schrecklichen Erfahrungen an der Front zum Pazifisten geworden.

Jane Addams und weitere Mitglieder der amerikanischen Delegation auf der S.S. Noordam auf dem Weg zum Frauenfriedenskongress in Den Haag, 1915.



26



»Ich begreife es nicht, dass das Leben ohne Karl und Rosa seinen Gang weitergehen kann, dass draußen die Sonne scheint. Mathilde, Mathilde, werden wir es tragen können, ohne die beiden, ohne Rosa zu leben?«

CLARA ZETKIN in einem Brief an Mathilde Jacob

Rosa Luxemburg

5. März 1871 – 15. Januar 1919

Am Abend des 15. Januar 1919 werden die beiden Sozialistenführer Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg in Berlin von rechtsgerichteten Freicorps-Soldaten der Reichswehr ermordet. Als Clara Zetkin davon erfährt, schreibt sie diese erschütternden Zeilen an Mathilde Jacob, Rosa Luxemburgs Sekretärin und Freundin.

In den letzten Lebensjahren, die Rosa Luxemburg hauptsächlich im Gefängnis verbracht hat, ist Mathilde Jacob die engste Vertraute Rosa Luxemburgs gewesen. Sie besucht die Inhaftierte im Berliner Weibergefängnis und auch nach ihrer Verlegung in der Festung Wronke

27

bei Posen sowie zuletzt in Breslau. Sie erfüllt Bücherwünsche, kümmert sich um die Kleidung, organisiert Diätessen für die magenkranken Rosa, nimmt die geliebte Katze Mimi in Pflege, versorgt Rosa mit politischen Informationen und schmuggelt Manuskripte aus dem Gefängnis. Auch unter den extremen Bedingungen der Haft wird Rosa Luxemburg nicht müde, im Kampf für eine gerechtere, sozialistische Welt gegen die Burgfrieden-Politik der SPD anzuschreiben, die im Angesicht des Krieges ihre innenpolitischen Ziele hintangestellt hat.

1916 erscheint unter dem Pseudonym »Junius« Rosa Luxemburgs im Gefängnis verfasste berühmte Broschüre *Die Krise der Sozialdemokratie* mit einer umfassenden Analyse der Ursachen des Ersten Weltkriegs und einer scharfen Abrechnung mit den Verursachern: »Geschändet, entehrt, im Blute watend, von Schmutz triefend – so steht die bürgerliche Gesellschaft da, so ist sie. Nicht, wenn sie, geleckt und sittsam, Kultur, Philosophie und Ethik, Ordnung, Freuden und Rechtsstaat mimt – als reißende Bestie, als Hexensabbat der Anarchie, als Pesthauch für Kultur und Menschheit, so zeigt sie sich in ihrer wahren, nackten Gestalt. [...] Mitten in diesem Hexensabbat vollzog sich eine weltgeschichtliche Katastrophe: die Kapitulation der internationalen Sozialdemokratie.«

»Die Abschaffung der Kapitalherrschaft, die Verwirklichung der sozialistischen Gesellschaftsordnung: dies und nichts Geringeres ist das geschichtliche Thema der gegenwärtigen Revolution. Ein gewaltiges Werk, [...] das nur durch höchste geistige Reife und unerschöpflichen Idealismus der Volksmassen durch alle Stürme glücklich in den Hafen gebracht werden kann.«

ROSA LUXEMBURG in der Roten Fahne, 18. November 1918

Bereits auf dem Mädchengymnasium in Warschau hat sich die aus einer wohlhabenden polnischen Familie stammende Rosa für sozialistische Ideen begeistert, denn schon früh schärften sich ihre Sinne für die Unterdrückung des einfachen Volkes im russischen Zarenreich, zu dem damals auch Ostpolen und Warschau gehörten. Als Jüdin und infolge eines Hüftschadens gehbehindert, hat sie früh lernen müssen, sich gegen die Vorurteile ihrer Umwelt durchzusetzen – und das gelingt ihr durch ihre bemerkenswerte, später von einem Kommilitonen beschriebene Intelligenz: »Auf den ersten Blick machte sie keinen erfreulichen Eindruck. Aber es dauerte nicht lange, und man sah eine Frau, die vor Leben und Geist barst und mit einem bemerkenswerten Intellekt ausgestattet war.« Durch ihre Mitarbeit in der illegalen polnischen Arbeiterpartei von der Verhaftung bedroht, geht Rosa Luxemburg nach dem Abitur ins schweizerische Exil, studiert Philosophie, Geschichtswissenschaft, Politik, Ökonomie und promoviert 1897 mit summa cum laude. Zürich ist zu jener Zeit der Ort, an dem viele der in Russland und Polen verfolgten Sozialisten zusammentreffen. Die Begegnung und die Diskussionen mit den bedeutenden Sozialistenführern ihrer Zeit verstärken Rosa in der Überzeugung, die Welt besser machen zu können. Fortan widmet sie sich ausschließlich der Politik. Dabei wird der polnische Revolutionär Leo Jogiches ihr Partner und Mitstreiter, wenn auch ihre Liebe nicht ohne Krisen und Trennungen verläuft. 1898 geht Rosa nach Berlin, um in der SPD tätig zu werden. Jogiches zögert einen Umzug hinaus – bis Rosa, von Jogiches nach schweren inneren Kämpfen schließlich getrennt, sich neu verliebt. Kostja, der 21-jährige Sohn Clara Zetkins, gibt der 36-Jährigen durch seine Liebe eine Unbeschwertheit zurück, die sie in vollen Zügen genießt, wenn auch Jogiches immer ihr wichtigster Gefährte in der politischen Arbeit bleibt.

Dass die Reichstagfraktion der SPD mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs für die Kriegskredite stimmt, damit kann Rosa Luxemburg sich nicht abfinden. Gleich am nächsten Tag gründet sie mit weiteren sechs Vertretern der SPD-Linken die »Gruppe Internationale«, der sich auch Karl Liebknecht anschließt. Gemeinsam versuchen sie, ihre Partei zur Abkehr von der Burgfrieden-Politik zu bewegen, und planen einen

internationalen Generalstreik für den Frieden, in der Hoffnung, so einer länderübergreifenden proletarischen Revolution näherzukommen und dem imperialistischen Krieg ein Ende zu machen. Eine Illusion, wie sich schnell herausstellt. Dennoch verfolgt Rosa gemeinsam mit Karl ihre konsequent klassenkämpferische Haltung und versäumt keine Gelegenheit, auf Kundgebungen und Versammlungen öffentlich gegen den Krieg aufzutreten und in der Presse dagegen anzuschreiben – was sie schließlich für mehrere Jahre hinter Gitter bringt.

Als Rosa Luxemburg während der Novemberrevolution 1918 aus dem Gefängnis in Breslau entlassen wird, eilt sie umgehend nach Berlin. Gemeinsam mit Karl Liebknecht gibt sie die Zeitung *Die Rote Fahne* heraus, um täglich auf das revolutionäre Geschehen Einfluss zu nehmen. Als der von Revolutionären mit der Regierung bestimmte Rat der Volksbeauftragten unter der Führung des SPD-Politikers Friedrich Ebert die Reichswehr gegen die weiterhin aufständischen linken Spartakisten schickt, trennen sich diese endgültig von der SPD und gründen am 1. Januar 1919 die Kommunistische Partei (KPD) mit Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht an der Spitze. Im Januar brechen erneut Kämpfe aus, woraufhin eine wahre Hetzjagd rechter Gruppierungen der Reichswehr auf sie einsetzt. Täglich wechseln Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht ihren Aufenthaltsort, werden aber am 15. Januar in einer Wohnung in Berlin-Wilmersdorf aufgespürt, festgenommen und ins Hotel Eden gebracht. Dort befindet sich das Hauptquartier der Garde-Kavallerie-Schützen-Division. Tags darauf heißt es offiziell, Rosa Luxemburg sei während des Transports ins Gefängnis von der aufgebrachten Menge erschlagen worden.

Am 12. Februar benennt Leo Jogiches in der *Roten Fahne* die Schuldigen. Am 10. März wird auch er ermordet. Im Leichenschauhaus wird ihn Käthe Kollwitz – auf die Bitte von Mathilde Jacob hin – zeichnen. Auch vom toten Karl Liebknecht gibt es eine Zeichnung der Künstlerin. Die Leiche Rosa Luxemburgs findet man erst am 31. Mai 1919. Am 13. Juni wird sie auf dem Friedhof in Berlin-Friedrichsfelde beigesetzt, dort wo schon Karl Liebknecht und weitere im Januar Erschossene begraben liegen. Die Abschiedsworte spricht unter anderen Clara Zetkin.



»Wo nehmen alle die Frauen, die aufs Sorgfältigste über das Leben ihrer Lieben gewacht haben, den Heroismus her, sie vor die Kanonen zu schicken?«

KÄTHE KOLLWITZ kurz nach Kriegsausbruch in ihrem Tagebuch

Käthe Kollwitz

8. Juli 1867 – 22. April 1945

Am 27. August 1914 notiert Käthe Kollwitz diesen Satz. Zwei Wochen zuvor hat sich Peter, der jüngere ihrer beiden Söhne, freiwillig für den Einsatz an der Front gemeldet. Trotz der Angst, ihren Sohn zu verlieren, geben die Eltern dem noch nicht Volljährigen widerstrebend die erforderliche schriftliche Erlaubnis. Gegen den Überschwang seiner patriotischen Gefühle kommen auch sie nicht an. Am darauf folgenden 10. Oktober hängen auch sie, »Sozialdemokraten, die wir bewusst sind und bleiben«, erstmals die schwarz-weiß-rote Fahne des Kaiserreichs heraus. Es ist der Tag der Einnahme Antwerpens durch deutsche Truppen ebenso wie der Vereidigung Peters, und Käthe Kollwitz sieht ein: Das Vaterland muss verteidigt werden. Nur wenige Wochen später, am 22. Oktober, fällt Peter Kollwitz, gerade 18 Jahre alt.

Lange ist Käthe Kollwitz von ihrem Schmerz wie gelähmt. Immer wieder stellt sie sich die Frage, ob sie recht getan haben, ihren Sohn ins Feld ziehen zu lassen – und wofür? Doch dann verbietet sie sich solche Gedanken wieder, denn »die Soldaten stehn im Feld und geben ihr Leben, dann wollen sie nicht angezweifelt haben, ob es sich auch lohnt für diese Sache [...]« Ein Denkmal will sie Peter schaffen, ihm und all den jungen Männern, die ihr Leben geben für das Vaterland. Auf den Höhen von Schildhorn über der Havel soll es stehen und bei seiner Einweihung an einem herrlichen Sommertag sollen die Gemeindeschulkinder singen »Kein schöner Tod ist auf der Welt als wer vorm Feind erschlagen«. So plant Käthe Kollwitz es Ende 1914.

Eine solche Glorifizierung des Heldentods überrascht, verehren wir Käthe Kollwitz heute doch eingedenk ihres ausdrucksstarken künstlerischen Werks als eine Protagonistin der Antikriegsbewegung. Weltweit kennt man ihre Grafik mit der eindringlichen Forderung »Nie wieder Krieg« als einen Aufschrei gegen Gewalt, der keinen Zweifel an der pazifistischen Haltung der Künstlerin lässt. Es entsteht 1922, und sie schreibt: »Ich will wirken in dieser Zeit, in der die Menschen so ratlos und hilfsbedürftig sind.«

Bis hierher ist Käthe Kollwitz einen steinigen, von inneren Widersprüchen gepflasterten Weg gegangen. Sie hat sich intensiv mit der künstlerischen Gestaltung des Denkmals für ihren gefallenen Sohn auseinandergesetzt, doch es mag ihr nicht gelingen. Während das Sinnlose des Krieges immer deutlicher hervortritt, ringt sie um eine klare politische Haltung und findet in ihrem Zwiespalt trotz vieler Versuche zu keiner endgültigen Form.

1916 formuliert Käthe Kollwitz erstmals klar ihre Zweifel an der Berechtigung und Sinnhaftigkeit des Krieges, wenn sie schreibt: »Ist es jetzt treulos gegen dich – Peter – dass ich nur noch den Wahnsinn jetzt sehen kann im Kriege?« Und an anderer Stelle: »Peter, Erich, Richard, alle stellten ihr Leben unter die Idee der Vaterlandsliebe. Dasselbe taten die englischen, die russischen, die französischen Jünglinge. Die Folge war das Rasen gegeneinander, die Verarmung Europas am Allerschönsten. Ist also die Jugend in all den Ländern betrogen worden?«



Wie hab ich mich gefreut
dass ich Euch wieder habe
Nun lebt mir wieder morgentlich
Stets für Niemand

»Wie war mein Leben stark in Leidenschaft, in Lebenskraft, in Schmerz und Freude. [...] Dann kam der Krieg. Das in die Höhegerissenwerden durch die Jungen. Das Opfer Peters. Mein Opfer Peters. Sein Opfertod. Und dann fiel ich auch. Fortgerissen noch durch die Entwicklung des Schmerzes und der Liebe, sank ich allmählich ins Leben zurück. Es blieb Schmerz um ihn. [...] Ich geh im Halbdunkel, nur selten Sterne, die Sonne lange und ganz untergegangen. Die Füße sind müde und die Glieder schwer und der Kopf hebt sich nicht hoch. Ich hab gemeint und auch daran geglaubt, dass die Zeit von 1914 bis jetzt mich läutern würde. Der Schmerz hat Müdigkeit zurückgelassen. Es ist ja auch nicht allein Peter. Es ist der Krieg, der einen bis auf den Boden drückt.«

KÄTHE KOLLWITZ in ihrem Tagebuch, 1. Juli 1918

Käthe Kollwitz mit ihren Söhnen Hans und Peter, um 1909.

Im Oktober 1918 schließlich fordert sie – ohne jeden Zweifel: »Es ist genug gestorben! Keiner darf mehr fallen!«

Sie wendet sich neben der Bildhauerei wieder verstärkt der Grafik zu, in der es ihr nun eindrucksvoll gelingt, das unendliche Leid des Krieges in eine mahnende Form zu bannen. 1922/23 stellt sie die Holzschnittfolge *Krieg* fertig. Das Monument für Peter wird nie vollendet. Über ein Jahrzehnt später erfolgt die Aufstellung der *Trauernden Eltern*, zweier Figuren, die 1932 ihren Platz auf dem belgischen Soldatenfriedhof in Roggevelde bei Dixmuiden finden, genau dort, wo 18 Jahre zuvor der Sohn gestorben ist.

Über ein halbes Jahrhundert wohnt die Familie Kollwitz in der Weißenburger Straße 25 (heute Kollwitzstraße 56A) im Berliner Arbeiterbezirk Prenzlauer Berg. Hier erlebt Käthe Kollwitz zwei Kriege, hier hat sie vom Tod ihres Sohnes Peter erfahren – und 1942 auch vom »Heldentod« ihres Enkels, der den Namen ihres jüngsten Sohnes trug. 1922 hatte Käthe Kollwitz ihn mit den Worten begrüßt: »Nun sind wir Großeltern und ein Mensch ist da, ein neuer aus der Hand Gottes. Liebes Kind, das Peters Namen trägt, Segen, Segen über Dich!« 1942 dann, nach seinem Tod, notiert sie in ihr Tagebuch: »Es hilft eben nichts. Von einer solchen Wunde kann man sich nur selbst – von innen heraus – heilen.« Im selben Jahr vollendet sie ihre letzte Lithografie – eine alte Frau, die drei Kinder unter sich und unter ihrem Mantel verbirgt und ihre Arme schützend über sie ausbreitet: »Das ist nun einmal mein Testament: Saatfrüchte sollen nicht vermahlen werden [...] diese Forderung ist wie Nie wieder Krieg kein sehnstüchtiger Wunsch, sondern Gebot. Forderung.«



»Die Pflicht über alles – über Liebe, Hoffnung, Glück.
Und das Liebste hergeben zum Schutz des Vaterlandes –
das ist die Kriegspflicht der Frauen.«

Aus: *Der Krieg und die Frauen*, 1913

Thea von Harbou

27. Dezember 1888 – 1. Juli 1954

Wer kennt heute noch Thea von Harbou? Cineasten vielleicht, denn Harbou war Autorin zahlreicher Drehbücher. Unter anderem lieferte sie in den Zwanzigerjahren die Vorlagen zu berühmten Stummfilmen, wie zu Fritz Langs *Die Nibelungen*, *Metropolis* oder *Frau im Mond*.

Dass Thea von Harbou während des Ersten Weltkriegs eine der meistgelesenen deutschen Unterhaltungsschriftstellerinnen gewesen ist, weiß kaum jemand mehr. Dabei werden bis Ende 1918 von ihrem Buch *Der Krieg und die Frauen* immerhin 100 000 Exemplare gedruckt.

Daran kommt keine der vor 1914 populären Autorinnen, die sich der Kriegsthematik annehmen, auch nur annähernd heran.

Überraschend an Thea von Harbous Bestseller *Der Krieg und die Frauen* ist das Erscheinungsjahr 1913, denn in den einzelnen Erzählungen nimmt sie visionär die Kriegswirklichkeit des folgenden Jahres vorweg. So entspricht zum Beispiel ihre Erzählung vom Tag des Kriegsausbruchs so sehr dem tatsächlichen Ereignis, dass Kritiker späterer Auflagen sie als eine stimmungsvolle Reportage werten. Und der Kaiser, glaubt man einer Anekdote von Theas Mutter Clotilde, nennt die Autorin eine Prophetin; er lässt ihr – das ist belegt – »Allerhöchstseinen« Dank aussprechen. Lob bekommt sie auch von Gertrud Bäumer, der Vorsitzenden des Bundes deutscher Frauenvereine. Diese hebt in ihrer Besprechung vor allem die Gestaltung der weiblichen Opferrolle hervor, die sich in allen Texten Thea von Harbous wiederfindet und auch für die Frauenbewegung ein zentrales Thema ist. So weiß die Protagonistin der ersten Novelle in Harbous Buch, *Drei Tage Frist*, »dass nichts auf der Welt den Wert und die Größe eines Volkes klarer zeigt als die Entschlossenheit zum Kriege, wo seine Ehre auf dem Spiel steht. Denn der Adel eines Volkes wächst in dem Maße, in dem es sich selbst der Allgemeinheit zum Opfer bringt. Und das ist es, was den Kampf ums Vaterland verklärt: die Selbstlosigkeit der Hingabe, die keine Grenzen hat.«

Thea von Harbou selbst bleibt im wirklichen Leben allerdings von solchen Opfergaben verschont, muss keinen Mann und auch keinen Sohn hergeben. Ihre Verpflichtung münzt sie kurzerhand um, wie aus einem Brief mit der Bitte um weiteren Vorschuss an ihren Verlag hervorgeht: »Ich glaube das [die Versorgung mittelloser Verwandter] meinem Vaterlande schuldig zu sein, da ich nicht, wie andere Frauen, meinen Mann für den Krieg – wenigstens nicht an der Front – hergeben muss. Solche übernommenen Pflichten sind Ehrenpflichten und die gibt man nicht auf.«

Geboren wird Thea von Harbou 1888 auf dem Rittergut Tauperlitz nahe der fränkischen Stadt Hof. Von den fünf Kindern der Eheleute Theodor und Clotilde von Harbou überleben nur Thea und ihr ältere

Bruder Horst. In seiner Rolle als Gutsbesitzer macht der Vater, Baron Harbou, keine besonders glückliche Figur, die Bewirtschaftung läuft nicht gut. So muss sich die Familie gezwungenenmaßen an ein Lavieren in finanziellen Angelegenheiten gewöhnen – was aber nicht zugleich den Verzicht auf einen angemessenen Lebensstil bedeutet. Ihn beizubehalten ist Thea von Harbou auch im späteren Leben bestrebt, und das fällt ihr nicht immer leicht. Zwar verdient sie als Autorin und Drehbuchschreiberin beträchtliche Summen – gibt sie aber auch gerne wieder aus.

Tauperlitz muss die Familie aufgeben, man zieht nach Vogelsang in die Sächsische Schweiz und schließlich nach Niederlößnitz bei Dresden. Von 1895 bis 1902 besucht Thea von Harbou das dortige Luisenstift, bevor Mutter und Großmutter den Unterricht übernehmen. Der Hang zur Schriftstellerei zeigte sich bei Thea schon recht früh: Im Alter von neun Jahren veröffentlicht sie eine Katzengeschichte in der *Dresdner Zeitung* und startet zugleich ihre ersten Versuche als Dramatikerin. Die Begeisterung für das Theater mündet dann zunächst in die Schauspielerei. Im September 1906 debütiert sie am Schauspielhaus Düsseldorf in der Rolle der barmherzigen Schwester in Maurice Maeterlincks *Die Ungebettene*, es folgen Engagements am Weimarer Hoftheater (1908 bis 1910), am Vereinigten Stadttheater Chemnitz (1911–1913) und am Stadttheater Aachen. Im März 1914 steht sie dort das letzte Mal als Shakespeares Lady Macbeth auf der Bühne.

Während ihrer Bühnenlaufbahn ist Thea von Harbou zugleich schriftstellerisch tätig, und der Erfolg der Novellensammlung *Der Krieg und die Frauen* ermöglicht ihr, sich ganz darauf zu konzentrieren. Alle





ihre Werke erscheinen unter ihrem Mädchennamen, obwohl sie 1914 den Schauspieler Rudolf Klein-Rogge heiratet und 1922 eine zweite Ehe mit dem Filmregisseur Fritz Lang eingeht, die 1933 geschieden wird.

Thea von Harbou bleibt zeitlebens eine »patriotische Autorin«. Mit pazifistischen Ideen kann sie sich nicht anfreunden, und als ihr die Pazifistin Doris Wittner 1914 vorwirft, sie spinne in friedlichen Schreibstuben blutrünstige Amazonenträume, reagiert sie in einem Brief an ihre Mutter dementsprechend grob: »Bis auf die dämliche Frauenrechtlerin, die Doris Wittner, hat mich noch jede Besprechung in den Himmel gehoben.«

Auch das nationalsozialistische Denken lässt sich später gut mit ihrem mitunter unkritischen Pflichtgefühl gegenüber dem Vaterland verbinden. Und wiederum von Pflichtgefühl ist sie bestimmt, als sie nach dem Zusammenbruch des »Dritten Reiches« bei einer Baufirma ihren Beitrag zu Deutschlands Wiederaufbau leistet.

Auf einem Ball der Spitzenorganisation
der deutschen Filmindustrie, v. l. Willy Fritsch,
Gerda Maurus, Fritz Lang, Thea von Harbou, 1930.